

Zeitschrift: Acta Tropica
Herausgeber: Schweizerisches Tropeninstitut (Basel)
Band: 19 (1962)
Heft: 3

Artikel: Wieder auf dem afrikanischen Alverna : aus einem Manuskript von Pater Gerard Faessler, geschrieben 1934 in einem Ferienlager am Berg Ligamba bei Sofi (Ulanga-Distrikt, Tanganyika)
Autor: Faessler, Gerard
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-311027>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wieder auf dem afrikanischen Alverna.

Aus einem Manuskript von Pater GERARD FAESSLER, geschrieben 1934 in einem Ferienlager am Berg Ligamba bei Sofi (Ulanga-Distrikt, Tanganyika).

Hier werden 15 afrikanische Märchen und Fabeln, die der Autor aus Erzählungen seiner schwarzen Gehilfen am Lagerfeuer gesammelt und kurz darauf in deutscher Sprache zu Papier gebracht hat, wiedergegeben. Sie sind von Herrn Dr. H. GUTMANN (Basel) mit einer Einleitung und mit Anmerkungen versehen worden.

Einleitung.

Euripides sagt in seinen Fragmenten, «der Mythos stammt nicht von mir, ich habe ihn von meiner Mutter». Kann man die Frage nach dem Ursprung der Märchen und Mythen treffender beantworten? Wohl hat der Mensch zwei Wege, die ihn an die geistige Wirklichkeit der Überlieferung heranzuführen vermögen; er muß aber die Fähigkeit besitzen, die ihm von der eigenen Zeit aufgeprägten Denkformen verlassen zu können. Der zeitliche Weg, die historische Betrachtungsweise führt ihn von Volk zu Volk, von Stamm zu Stamm, der zeitlose Weg führt ihn zum Menschen, zum Wesen des Menschen. Wer sich auch nur einigermaßen aufmerksam mit der Folklore abgibt, der wird betroffen sein von der Verwandtschaft, von der Allgegenwart der Themen aller Märchen und Mythen aller Völker der Erde. Jedes Volk überliefert seine Märchen, seine Mythen in der ihm gemäßen Form, das den Sinn verhüllende Gewand ist von Volk zu Volk, von Land zu Land verschieden; aber der Kern, der Sinn dieser Überlieferungen ist bei allen Völkern der gleiche. Wir wollen hier nicht auf die verschiedenen Theorien eingehen, welche seit Grimm versuchen, die Märchen, die Mythen zu deuten, zu erklären. Der bei diesen Deutungsversuchen eingenommene Standpunkt ist zeitbedingt, bald naturalistisch, bald anthropologisch, bald fußt er auf dem verschwommenen Begriff des kollektiv Unbewußten. Wir sehen in den Märchen und Mythen vor allen Dingen Urkunden, die von Initiationsriten zeugen, die uns schildern, welche Kämpfe der Mensch auf seinem Wege zu höchster geistiger Erkenntnis zu bestehen hat. Aber nicht nur vom Schicksal einzelner Helden zeugen diese Urkunden, sie berichten uns auch vom geistigen Werden und Vergehen der ganzen Menschheit, der ganzen Erde, der ganzen Welt. Diese Urkunden sind Metaphysik in des Wortes reinsten Bedeutung, sie geben uns Kunde von den universellen Prinzipien. Man denke z. B. nur an die schlafende Prinzessin; ist sie nicht Sinnbild des passiven Prinzips, das die Hindu Prakriti, die Chinesen Yin nennen, und das bei Aristoteles hylä heißt? Ist der Prinz nicht Sinnbild des aktiven Prinzips, was bei den Hindu Purusha, bei den Chinesen Yang und bei Aristoteles eidos ist? Da aber alles, was kundgegeben ist, vom aktiven Prinzip bewirkt und vom passiven hervorgebracht wird, so stammt alles von der Mutter. Der Mythos stammt also von der Mutter, er verhüllt den Vater, Vater und Mutter sind das höchste Prinzip in seiner All-Einheit. Die Märchen, die Mythen sind nicht tot, sie leben und werden auch heute noch Menschen zuteil. Alle Menschen, welche sich auf den Weg der Erkenntnis wagen

und die zur Erkenntnis notwendigen Anlagen haben, werden Märchen erleben und Mythen erschauen.

Wie sagt doch Shakespeare im Sturm, «wir sind aus einem Stoff, gleich dem der Träume, und rings um unser winzig Leben breitet sich ein Schlaf». Das ist die zeitlose Grundlage der Märchen und Mythen.

1. Warum die Sonne so langsam geht.

In alter Zeit lebte einst ein König, der hatte viele Arbeiter. Jeden Tag schickte er sie zur Arbeit auf seine Felder; doch kaum hatten die Leute zu arbeiten angefangen, ging die Sonne schon wieder unter. Als der König sah, wie schnell die Sonne ging und wie wenig seine Arbeiter leisteten, da wurde er zornig und dachte, hier will ich Abhilfe schaffen. Eines Tages sandte er seine Diener aus, und sie mußten ihm eine große Last Seile anfertigen. Alsdann sprach der König zu seinen Arbeitern: «Heute gehen wir auf die Reise zur Sonne, wir müssen sie anbinden, denn sie geht zu schnell; kaum ist sie aufgegangen, geht sie schon wieder unter, noch bevor ihr etwas geleistet habt.» Die Arbeiter machten zwar etwas verdrießliche Gesichter, wagten aber nichts zu sagen und erklärten sich mit dem Vorhaben einverstanden. So zogen sie denn mit dem König aus. Es war eine lange Reise und sie übernachteten zwölfmal auf dem Wege. Am 13. Tage kamen sie in die Nähe der Sonne, machten Rast und schliefen ein. Am andern Tag jedoch standen sie schon früh mit ihren Seilen bereit. Als die Sonne aufstieg, warfen sie ihr das Seil um und suchten sie zu fesseln. Doch die Sonne wehrte sich lange, wälzte sich herum; mußte aber schließlich doch nachgeben, denn die Kraft ging ihr aus. Da nahm der König das Seil, wickelte es um einen Baum, so daß sich immer nur wenig abrollen und die Sonne nur langsam weitergehen konnte. Seit jener Zeit geht die Sonne langsam ihren Weg, und die Zeit der Arbeit ist länger, doch auch die Früchte der Arbeit sind größer.

2. Warum die Menschen selbst für Speise und Trank sorgen müssen.

(Erzählt vom Koch Hilari.)

Am Anfang weilte Gott auf der Erde, denn er liebte die Menschen, die er erschaffen, und er erwies ihnen jeden Tag etwas Gutes. Die Menschen hatten Speise im Überfluß, doch sie dankten es ihm wenig, sie wurden unzufrieden und murrten oft. Eines Tages sagten sie zu ihm: «Es ist wahr, du tust und gibst uns viel Gutes, Speise haben wir im Überfluß, weshalb aber gibst du uns kein Bier?» Da bereitete Gott eine Unmenge Bier und schlachtete viele Tiere. Er richtete ein großes Mahl für die Menschen, und es war

Bier und Fleisch und Gemüse im Überfluß vorhanden. Als alles bereitet war, da rief Gott die Menschen herbei und verteilte das Bier unter sie und ebenso das Fleisch und das Gemüse. Die Menschen aßen und tranken und berauschten sich. Als sie aber mehr als genug gehabt hatten, da begannen wieder einige Menschen zu murren und sagten: «Was hat das alles nun für einen Sinn, uns allen hier so viel Speise und Bier zu geben, während unsere Kinder daheim hungern. Jetzt haben wir alles aufgegessen und ausgetrunken. Wäre es nicht besser, jeder bekäme anfangs seinen Teil, könnte ihn heimnehmen und dann mit seinen Kindern zusammen essen und trinken?» Gott hörte diese Worte, und er sagte zu den Menschen: «Gut, ihr wollt also lieber, daß jeder seine Speise für sich hat. Ihr sollt es so haben.» Er gab jedem einen Sack voll Speise, legte noch eine Handvoll Samen hinein und gab jedem noch einen Krug Bier. Dann aber sagte er: «So nehmt nun dies mit euch nach Hause. Pflanz den Samen und nährt in Zukunft eure Frauen und Kinder selbst. Bisher habe ich für euch alle gesorgt, nun wollt ihr es selbst tun, ihr sollt euren Willen haben. Ich aber werde nun die Felder verlassen, und ihr werdet mich nicht mehr sehen. Ich ziehe mich zurück in das Land der Höhe. Ihr könnt um Speise, um Regen oder um das, was ihr sonst noch braucht, bitten, aber ihr werdet mich mit euren Augen nie mehr sehen können.» Und seit jenen Tagen sehen die Menschen Gott nicht mehr mit ihren Augen, und wenn sie etwas wollen, so müssen sie darum bitten, und sie müssen selber arbeiten, um sich zu ernähren.

3. Limwera.

(Von Eingeborenen erzählt.)

Es waren einmal ein Mann und eine Frau. Sie hatten ein einziges Kind, ein Mädchen, das Limwera hieß. Limwera spielte sehr gern mit Puppen, welche sie aus dünnen Kürbissen anfertigte. Sie trug dieselben dann, wie die Frauen ihre Kinder, auf dem Rücken herum. Eines Tages sagte Limwera zu ihren Gespielinnen: «Kommt, laßt uns zu Gott gehen, wir wollen ihn um richtige Kinder bitten.» Ihre Gefährtinnen waren einverstanden, fanden dies einen guten Einfall und sagten: «Wir wollen zu unseren Eltern gehen und sie bitten, uns für die Reise Mundvorrat zu rüsten. Dann wollen wir zu Gott gehen und ihn bitten, uns wirkliche Kinder zu geben.» So taten sie, und als der Mundvorrat bereit war, machten sie sich auf die Reise. Sie wanderten einen Tag, einen zweiten Tag und einen dritten. Am vierten Tag kamen sie zu einem alten Mann, und dieser fragte sie: «Wohin geht ihr, meine Kinder?» Sie antworteten: «Wir gehen zu Gott, wir wollen ihn bitten, uns wirkliche Kinder zu

schenken.» Der alte Mann sprach zu ihnen: «Viele Wege führen zu Gott, und wenn ihr zu ihm wollt, so müßt ihr schon darauf gefaßt sein, noch vieles durchzustehen, bevor ihr zu ihm kommt.» Doch die Kinder entgegneten: «Wir sind bereit dazu.» Da begann der alte Mann wieder: «Wenn ihr nun morgen weiter geht, werdet ihr an eine Kreuzung kommen und vor euch eine breite Straße und einen schmalen Weg sehen. Geht aber nicht die breite Straße, sondern schlägt den schmalen Pfad ein.» Die Kinder bedankten sich, setzten am anderen Morgen ihren Weg fort und kamen bald an die Stelle, wo sich die Wege kreuzen. Limwera sagte: «Nun müssen wir den schmalen Pfad gehen.» Aber einige Mädchen riefen: «Dummheit! Warum sollten wir auch diese große, schöne und so bequeme Straße verlassen und den kleinen, mühsamen Pfad einschlagen. Der Alte hat sicher gelogen.» Limwera sagte: «Macht was ihr wollt! Ich aber werde den schmalen Weg gehen.» Da verlachten sie die anderen Mädchen und zogen singend auf der breiten Straße davon. Als sie aber noch gar nicht weit gegangen waren, da fielen sie in die Hände von Kannibalen. Diese töteten die Mädchen und verzehrten sie. Limwera jedoch schritt allein den schmalen Weg weiter. Er war dornig und rauh und so mühsam, daß ihr oft fast der Mut sank und sie beinahe zu verzweifeln begann. Aber schließlich kam sie doch zu Gott. Sie sah zwar den lieben Gott bei ihrer Ankunft nicht sogleich, doch waren viele Leute da, die ihr erklärten, Gott sei spazieren gegangen. Die Leute fragten die Kleine: «Warum bist du eigentlich hierher gekommen?» Limwera antwortete: «Ich bin gekommen, um Gott zu bitten, mir ein Kind zu schenken.» Da rieten ihr die Leute: «Gut, warte nur hier. Gott wird bald zurückkommen.» Und plötzlich blitzte und donnerte es, und Gott kehrte zurück. Limwera fürchtete sich nun doch sehr. Sie meinte, sie müsse sterben. Doch die Leute sprachen ihr zu: «Bleibe nur ruhig da, es wird dir nichts geschehen.» Da kam Gott und sprach: «Es ist heute hier ein Menschenkind angekommen. Wo ist es?» Die Leute erklärten ihm: «Ja, es ist ein Mädchen gekommen, das dich um ein Kind bitten möchte.» Gott antwortete: «Gut, sie wird morgen ein Kind erhalten.» Am anderen Morgen gab Gott Limwera ein Kind und sagte: «Gib auf das Kind gut acht. Vor allem aber schneide ihm die Haare nicht ab, denn wenn es geschoren wird, so muß es sterben.» Und Gott gab dem Kind den Namen, Gamogua-asiyenyolewa, d. h. «das nicht geschoren wurde». Limwera versprach alles und kehrte voller Freude nach Hause zurück. Als sie daheim ankam, da erzählte sie alle ihre Erlebnisse auf dem Wege zu Gott und bei Gott selbst. Sie sagte auch, wie Gott zu ihr gesprochen habe und ihr verboten habe, dem Kinde die Haare zu schneiden. Auch erklärte sie, daß das Kind Gamogua heiße und

sterben müßte, wenn ihm die Haare geschoren würden. Limwera's Eltern versicherten: «Wir wollen das Kind gewiß pflegen, habe keine Angst. Wie könnten wir ihm die Haare schneiden, wenn wir doch nun wissen, daß es dann sterben müßte. Wir werden doch dein Kind nicht töten!¹» Einige Zeit später kamen die Verwandten auf Besuch, schauten das Kind an und sagten zu den Eltern: «Warum schneidet ihr dem Kind die Haare nicht ab?» Da erzählten ihnen die Eltern, was ihr Kind berichtet hatte. Doch die Verwandten lachten sie aus und sagten: «Ach was, hat man je gehört, daß ein Kind stirbt, wenn ihm die Haare geschnitten werden?» Eines Tages ging Limwera Wasser schöpfen. Unterdessen nahmen die Verwandten das Kind, schnitten ihm die Haare ab, und das Kind starb. Als Limwera vom Flusse zurückkam, gaben sie ihr das Kind und sagten, es schlafe. Jedoch als Limwera das Kind anschaute, begann sie zu weinen und sagte: «Ach, mein Kind ist gestorben. Warum habt ihr ihm die Haare abgeschnitten? Ihr habt es getötet.» Die Verwandten wollten Limwera trösten, doch diese wies sie zurück und sagte: «Nun werde auch ich nicht mehr bei euch bleiben. Ich werde das Kind Gott zurückbringen und auch dort bleiben. Wenn ihr mich also wieder sehen wollt, so müßt ihr mir folgen.» Und sie ging mit dem Kind in den Himmel und blieb dort.

4. Wer ist der Stärkste auf Erden?

(Von Eingeborenen erzählt.)

Es lebte einmal ein Hase. Eines Jahres, im Oktober, bereitete er viel Bier. Dann rief er alle andern Tiere zusammen und sagte: «Ich habe Bier gekocht und euch gerufen, weil ich gerne wissen möchte, wer der Größte und Stärkste ist auf Erden. Wer mir darauf die richtige Antwort geben kann, darf von diesem Bier trinken. Wer es nicht weiß, bekommt kein Bier.» Da kam der Elefant und sagte: «Das ist nicht schwer zu sagen. Der Größte ist Gott, der uns alle geschaffen hat, und nach ihm kommt der Mensch.» Der Hase antwortete: «Gewiß ist Gott, der uns geschaffen, der Größte und Stärkste, aber warum soll der Mensch gleich nach ihm der Größte und Stärkste sein? Stärker sogar als wir? Sieht denn nicht jeder, daß der Mensch davonläuft, wenn es regnet, und sich verbirgt, wenn die Sonne scheint? Worin besteht denn seine Größe? Nein, du hast nicht recht geraten. Du kriegst kein Bier!» Da kam der Büffel, und der Hase stellte ihm die gleiche Frage. Auch der Büffel sagte: «Der Größte und Stärkste ist Gott, der uns geschaffen hat,

¹ Es ist bei den Wapogoro Sitte, den Kindern bis zu einem bestimmten Zeitpunkt die Haare wachsen zu lassen, und nur der Zauberer darf sie dann abschneiden.

und nach ihm kommt der Mensch.» Und wieder fragte der Hase, warum wohl der Mensch nach Gott der Größte und Stärkste sei, und auch der Büffel konnte den Hasen nicht überzeugen. Darauf kamen der Reihe nach alle Tiere, aber alle sagten das Gleiche wie der Elefant und der Büffel, und allen gab der Hase die gleiche Antwort. Zuletzt jedoch kam die alte Schildkröte. Der Hase sprach zu ihr: «Nun möchte ich wissen, was du dazu sagst. Daß Gott der Größte und Stärkste ist, weiß ich, aber findest du auch, daß nach Gott gleich der Mensch kommt? Was meinst du dazu?» Die alte Schildkröte sprach: «Die andern Tiere haben Unrecht. Sie fürchten sich alle vor dem Menschen, aber ohne Grund. Er ist ein schwaches Geschöpf. Ich meine, nach Gott sind wir Tiere die Stärksten auf Erden. Es ist wahr, der Mensch läuft davon, wenn es regnet, und verbirgt sich, wenn die Sonne scheint. Wir jedoch halten beides aus.»

Da erhielt die Schildkröte das Bier. Da es Sitte ist, die andern an gewonnenem Gut teilhaben zu lassen, saßen sie alle zusammen, tranken und taten sich gütlich. Um diese Zeit aber ging ein Mensch auf das Feld. Da sah er plötzlich Spuren vieler Tiere, die in ein Tal hinunterführten. Er sagte: «Das nenne ich Glück, hier müssen viele Tiere beisammen sein. Nun will ich ringsum das Gras anzünden, dann werde ich große Beute haben.» Und er begann, an verschiedenen Orten das Gras anzuzünden, so daß die an ihrem Biergelage weilenden Tiere eingeschlossen waren. Der Elefant jedoch stand etwas abseits. Auf einmal sah er das Gras aufflammen, hörte den Lärm des Menschen und lief heimlich davon. Bald darauf sah der Büffel den Brand und rief: «Es brennt! Es brennt! Die Steppe brennt!» Und auch er rannte davon. Der größte Teil der Tiere folgte ihm. Nur der Hase mit Frau und Kindern und die Schildkröte blieben noch zurück, denn sie wollten das Bier nicht lassen. Als das Feuer näher kam, schlüpfte die Schildkröte in einen hohlen Baum, und der Hase folgte ihr. Als der Mensch kam, fand er nur noch die Frau und die drei Kinder des Hasen auf dem Platz, und er tötete sie alle. Dann zündete er auch noch das Gras in der Nähe des Baumes an. Da sah er das Loch im Baume und sprach: «Da ist gewiß auch noch Wild hineingegangen.» Er fuhr mit einem großen Ast hinein. Der Ast aber ging unter der Schildkröte durch und drang bis zum Hasen, der sich über sie hinaufgeflüchtet hatte. Er begann zu schreien, doch die Schildkröte packte ihn am Schwanz und rief: «Sei doch still!» Dann schüttelte die Schildkröte Wasser aus. Der Mensch jedoch sagte: «Nein, hier ist niemand drinnen. Der Baum fließt.» Und der Mensch ging davon. Seit jener Zeit zweifelt der Hase nicht mehr, daß der Mensch der Größte und Stärkste auf Erden sei.

5. Das Märchen vom Königssohn und der stummen Prinzessin.

(Von Eingeborenen erzählt.)

Es war einmal eine Königstochter, die war von Geburt an stumm. Sie besaß einen Hahn, der nicht krähen konnte. Da ließ der König im ganzen Land verkünden: «Wer die Königstochter zum Sprechen bringt, soll sie zur Frau erhalten.» Dies hörten die drei Söhne eines Nachbarkönigs. Sie beschlossen, ihr Glück bei der Prinzessin zu versuchen und machten sich auf die Reise. Nach vielen Tagen kamen sie an den Königshof und baten um Erlaubnis, mit der Prinzessin zu sprechen. Der König warnte sie aber und sagte: «Es ist wahr, wer meine Tochter zum Sprechen bringt, wird sie zur Frau erhalten. Aber bedenket wohl, wenn der Versuch mißlingt, werdet ihr hingerichtet.» Dies schreckte die drei Brüder aber nicht ab. Zuerst versuchte es der Älteste. Er sagte der Prinzessin viele liebe und schöne Schmeichelworte, doch sie blieb stumm. Da packten ihn die Diener, führten ihn vor die Stadt hinaus und enthaupteten ihn. Am andern Tag versuchte es der Zweite. Dieser sprach von dem Reichtum seines Vaters, von der Schönheit seines Schlosses und von seiner großen Liebe. Doch die Prinzessin saß unbeweglich und sagte kein Wort. Nun packten die Diener auch ihn, führten ihn vor die Stadt und enthaupteten ihn ebenfalls. Am dritten Tag kam der Jüngste. Als er zur Prinzessin hineingegangen war, sagte er: «Prinzessin, wir waren drei Königssöhne und jeder von uns wollte um eine Frau werben. Wir baten den Vater, uns zu helfen, und uns das Ehegut zu geben. Doch er weigerte sich und sagte, wir sollen selbst dafür sorgen. Wir sollen es erwerben; er werde uns nicht helfen. Ich frage nun, ist dies gerecht? Sollen wir wirklich das Ehegut selbst verdienen? Können wir es nicht vom Vater erwarten?»

Da sagte die Prinzessin: «Euer Vater hat ganz recht. Wenn ihr heiraten wollt, müßt ihr das Ehegut selbst zusammenbringen und euch nicht auf den Vater verlassen. Denn wenn euer Vater stirbt, was habt ihr dann?»

Als die Prinzessin diese Worte gesprochen, krähte der Hahn. Die Diener hörten dies, eilten zum König und meldeten ihm, daß die Prinzessin gesprochen und der Hahn gekräht habe. Der König ließ sofort die große Trommel schlagen, und alle seine Leute liefen zusammen. Dann kam der König selbst und sagte: «Ich habe meine Tochter demjenigen versprochen, der sie zum Sprechen bringen kann.» Und er wandte sich an den jüngsten Königssohn und sprach: «Sie ist nun dein!» Und die Hochzeit wurde großartig gefeiert. Als die Prinzessin vernahm, daß die Brüder ihres Mannes hingerichtet worden waren, erbarmte sie sich ihrer. Sie bereitete ihnen eine

Arznei und rief sie ins Leben zurück. Da blieben sie alle noch eine Woche am Königshof und dann baten sie um die Erlaubnis, heimkehren zu dürfen. Auf der Heimreise jedoch mißgönnten die ältern Brüder dem Jüngeren das Glück. Sie hießen ihn mit groben Worten Wasser schöpfen und für sie kochen und behandelten ihn überhaupt wie ihren Boy. Eines Tages hielten sie Rat und sagten: «Wir müssen ihn umbringen, denn wenn wir zwei ohne Frauen heimkommen und der Jüngste hat eine Prinzessin, müssen wir uns schämen. Die Leute werden uns verlachen und sagen: «Wie dumm sind diese beiden! Nur der Jüngste hat Verstand.» Unterdessen waren sie bei ihrem letzten Rastplatz angekommen. In der Nähe des Platzes war ein sehr tiefer See. Am Abend sandten die Brüder den Jüngsten Wasser schöpfen. Der Älteste folgte ihm heimlich nach, und als sich der Jüngste über das Wasser beugte, stieß er ihn hinein. Dann kehrte er zurück und sagte zur Prinzessin: «Dein Mann ist in den Busch gegangen, um Holz zu holen. Da wurde er von einem Leoparden gepackt. Was sollen wir nun tun? Wir können ihm doch jetzt in der Nacht nicht folgen?» Die Prinzessin aber wußte, daß sie ihn getötet hatten. Als sie allein in ihrem Zelt war, öffnete sie eine Kiste, welche sie vom Hofe ihres Vaters mitgenommen hatte. Darin war ein Erdferkel. Sie ließ es nun heraus und sandte es aus, ihren Mann zu suchen und zu retten. Das Erdferkel lief zum See, grub daneben ein tiefes Loch, bis es zum Prinzen stieß und ihn dann durch dieses Loch herausführen konnte. Er kam des Nachts in das Lager zurück. Die Prinzessin hatte noch eine große Kiste bei sich, die bisher ihr Mann auf der Reise getragen hatte. In dieser Kiste verbarg sie nun ihren Mann. Am andern Morgen sagte sie zu den Brüdern: «Meine Schwäger, wer wird nun die Kiste tragen, welche mein armer, von einem Leoparden getöteter Mann bis jetzt geschleppt hat?» Die Brüder antworteten: «Mache dir keine Sorgen! Wir werden dies schon tun.» Da sie glaubten, es seien große Schätze darin, machten sie eine Tragbahre und trugen die Last miteinander bis zum Königshof ihres Vaters. Dort erklärten sie, daß ihr Bruder eine Prinzessin gewonnen, auf dem Wege aber von einem Leoparden getötet worden war, und sprachen zum Vater: «Da unser Bruder nun tot ist und seine Frau zurückgelassen hat, soll das Opfer für den Toten bereitet werden.» Da ließ der König Rinder und Ziegen schlachten und ein großes Opfermahl bereiten. Während des Mahles begannen die Brüder schon zu streiten, wer nun die Prinzessin erben würde. Der Älteste sagte: «Sie gehört mir, denn ich bin der Älteste.» Der Zweite sagte: «Nein, du hast kein Recht darauf, denn du hast den Bruder umgebracht.» Doch während des Mahles holte die Prinzessin ihr Heiratsgut und breitete es im Hofe aus. Sie stellte einen herrlichen

Sessel, den sie mitgebracht hatte, wie einen Thron in die Mitte des Hofes, legte eine Krone darauf und daneben einen Szepterstab. Die Leute staunten und wußten nicht, was dies zu bedeuten habe. Dann ging die Prinzessin ihren Mann holen, verhüllte ihn aber mit einem Tuch und setzte ihn auf den Thron. Nun erwarteten alle, daß sie sagen würde, welchem von den beiden Brüdern sie nun angehören wolle. Da nahm sie das Tuch von ihrem Manne weg und fragte den ältesten Bruder: «Wer ist das nun?» Der König rief erstaunt: «Das ist ja mein jüngster Sohn!» Jetzt erzählte die Prinzessin die ganze Geschichte; wie der Jüngling sie zur Frau bekommen, wie ihn die Brüder auf dem Wege schlecht behandelt, wie sie ihn zum Boy gemacht, und wie ihn der Älteste schließlich umgebracht und sie ihn gerettet habe. Dann fragte sie den König: «Ist dies recht?» Dieser wandte sich an die Brüder und fragte sie: «Weshalb habt ihr das getan?» Doch die Brüder stritten alles ab und sagten: «Die Prinzessin lügt!» Der König fragte den jüngsten Sohn: «Ist es wirklich so, wie die Prinzessin sagte?»

Da erzählte der Jüngste alle Begebenheiten noch einmal, genau gleich wie die Prinzessin. Der König wandte sich an seine Ratgeber und fragte sie, was sie von dieser Sache dächten. Ob sie der Meinung wären, sein jüngster Sohn und die Prinzessin hätten die Wahrheit gesprochen? Und wenn so, was wohl mit den beiden andern geschehen sollte? Die Ratgeber schwiegen lange, überlegten sich die Sache genau und wollten nicht recht mit der Sprache herausrücken. Sie wußten eben nicht sicher, wie der König fühlte, und fürchteten auch sehr, sich mit ihrem Urteil bei den ältern Brüdern auf Lebzeiten verhaßt zu machen. So sprachen sie lange miteinander, doch schien ihnen dann auch, der König denke sehr gerecht und stelle sich auf die Seite des Jüngeren. Deshalb urteilten sie: «Die beiden haben den Tod verdient.»

Der König war einverstanden und gebot, seine beiden älteren Söhne hinzurichten.

6. Das Märchen von den drei Wundergaben.

(Von Eingeborenen erzählt.)

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Als diese groß geworden waren, wollten sie auf die Brautschau gehen und sagten zu ihrem Vater: «Du weißt, daß wir kein Geld haben, um für eine künftige Frau zu bezahlen, sei so gut, und gebe jedem von uns Werbegut mit.» Doch der König sagte: «Wenn ihr heiraten wollt, müßt ihr selbst für das Heiratsgut sorgen. Ich kann unmöglich jedem einzelnen soviel geben. Ich will euch aber einen Zehrpfenning auf die Reise mitgeben.» Er gab jedem 50 Schillinge, und die

drei Königssöhne machten sich auf die Reise. Auf dem Wege kamen sie an einen Ort, an welchem sich drei Wege kreuzen: Einer geradeaus, der zweite zur Rechten und der dritte zur Linken. Der Älteste der Söhne schlug den Weg geradeaus ein, der Zweitälteste den Weg zur Rechten und der Jüngste der Söhne den Weg zur Linken. Als der Älteste einige Zeit marschierte, sah er einen Wagen heranziehen. Der Königssohn, schon etwas müde, fragte den Mann, der den Wagen führte: «Wieviel kostet dieser Wagen?» «50 Schillinge», antwortete der Mann. «Warum ist der Wagen so teuer?» fragte der Prinz. Da erklärte ihm der Mann: «Es ist ein Wunderwagen! Er bringt dich in einem Tag so weit, wie du in 10 Tagen zu Fuß gehen kannst.» Da kaufte der Prinz den Wagen.

Der zweite Königssohn begegnete einem Mann, der ein Fernrohr trug, und er fragte ihn: «Wieviel kostet das?» «50 Schillinge», erwiderte der Mann. «Warum so viel?» fragte der Prinz. Und der Mann sprach: «Das ist nicht viel, denn dies ist ein Wunderfernrohr! Mit diesem Fernrohr kannst du jeden Augenblick nach Hause schauen. Du wirst alles sehen, was sich dort zuträgt.» Da kaufte der Prinz das Fernrohr.

Der dritte Königssohn aber traf einen Mann, der einen eigenartigen, schön geschmückten Schöpflöffel in der Hand hielt. Er fragte ihn: «Was kostet dieser Schöpflöffel?» «30 Schillinge», antwortete der Mann. «Was denkst du denn! 30 Schillinge für einen Schöpflöffel! Zu was dient er überhaupt?» Da sprach der Mann: «Es ist ein Zauberlöffel. Wenn du zu einer Leiche kommst, mußt du nur mit diesem Löffel etwas Wasser schöpfen und über die Leiche gießen, dann wird der Tote sofort auferstehen.» Da gab der Prinz dem Manne die 30 Schillinge.

Jeder der Söhne dachte nun, er habe sein Heiratsgut und sie kehrten alle zurück. An der gleichen Stelle, wo die Straßen sich schieden, trafen sie wieder zusammen. Jeder war erstaunt und einer fragte den andern: «Was bringst du da?» Da sagte der Erste: «Ich habe einen Wagen gekauft. Es ist ein Wunderwagen. Wenn wir morgen hier aufbrechen, werden wir noch am gleichen Tag nach Hause gelangen, obschon man zu Fuß 10 Tage braucht.» Der Zweite zeigte sein Fernrohr und sagte: «Dies ist nicht weniger wert. Durch dieses Fernrohr kann ich jeden Augenblick bis nach Hause sehen. So weiß ich immer, was dort geschieht.» Nun fragten die beiden Älteren den Jüngsten nach seiner Habe. Er zeigte ihnen den Schöpflöffel. Da lachten sie laut und spotteten: «Ist das ein Dummkopf! Warum hast du diesen Löffel gekauft? Solch einen kannst du ja zu Hause auch bekommen! Was willst du denn damit tun?» Der Jüngste erwiderte: «Lacht mich nur nicht aus; denn dies ist ein Zauberlöffel! Wenn ich zu einer Leiche komme, schöpfe ich

mit diesem Löffel etwas Wasser, gieße es über den Verstorbenen, und dieser wird sofort auferstehen.» Heimlich spotteten die beiden älteren Brüder über den Jüngsten. Am nächsten Morgen probierte der Zweitälteste sein Fernrohr aus. Er schaute nach Hause, und da sah er, daß die Braut des ältesten Prinzen gestorben war. Man hielt zu Hause Totenklage. Als er dies den Brüdern mitteilte, sagte der Älteste: «Nun wird sich zeigen, was mein Wagen vermag. Laßt uns schnell nach Hause fahren und sehen, ob alles wahr ist.» Alle drei bestiegen den Wagen und kamen noch am gleichen Tag nach Hause. Da sahen sie, daß alles so war, wie der Eine im Fernrohr gesehen. Doch das Mädchen war noch nicht begraben. Da ging der Jüngste hin, schöpfte Wasser mit seinem Löffel und goß es über die Leiche. Und siehe! Sofort stand sie auf und lebte! Doch nun begannen die Brüder zu streiten. Der Älteste wollte sie sofort zu sich nehmen, er sagte, es sei seine Braut und er habe jetzt Heiratsgut. Der Zweite sagte: «Nein, sie gehört mir, denn wenn ich nicht durch das Fernrohr geschaut und sie gesehen hätte, wärest du zu spät gekommen und hättest auch nicht mehr heiraten können.» Und der Jüngste sagte: «Was hätte es genützt, wenn du sie sogar gesehen hättest und auch selbst gekommen wärest, bevor sie beleidigt worden wäre? Ich habe sie mit dem Zauberlöffel wieder ins Leben gerufen. Sonst wäre sie jetzt noch tot und müßte begraben werden.»

Da sprach der Vater: «Du hast recht, und von Rechts wegen gehört sie auch dir. Aber wenn du sie nun nimmst, werdet ihr ewig Streit haben. Ich glaube, es ist besser, du läßt sie deinem ältesten Bruder.» Da war der Jüngste, der ein guter Sohn war, einverstanden.

7. Das Märchen von dem Königssohn.

(Erzählt vom Lehrer Petri bin Mahenge von Libonge.)

Es war einmal ein König, der hatte drei Söhne. Als er starb, erbten zwei seiner Söhne die Frau des Vaters und allen Hausrat. Der Jüngste aber bekam nichts. Da sagte er: «Ich will in die Welt ziehen und um eine Prinzessin werben.» — Er hatte aber zwei Diener, die er mit auf die Reise nahm. Der erste trug eine Last Maniok, der zweite nahm eine Last Kartoffeln auf den Kopf. So gingen sie auf die Reise. Auf dem Wege trafen sie eine Herde Schweine. Die Schweine aber sagten: «Herr hilf uns, es ist kein Futter in unserem Tal; wir verhungern.» Da befahl der Königssohn seinem Diener, ihnen die Last Maniok zu geben, und sie fielen darüber her und fraßen sie. Als sie gefressen, sagten die Schweine: «Wie du uns geholfen, so werden wir auch dir einst helfen, wenn du in Not bist.»

Der Königssohn und seine zwei Diener aber zogen weiter, eine volle Tagereise. Da trafen sie einen Haufen Termiten, und die Termiten sagten zum Königssohn: «Herr, hilf uns, es ist kein Gras in unserem Tal, und wir verhungern.» Da befahl der Königssohn seinem zweiten Diener, ihnen die Last Kartoffeln zu geben. Und er gab sie ihnen, und sie fielen darüber her, und im Augenblick war nichts mehr davon vorhanden. Die Termiten aber sagten: «Wie du uns geholfen, Herr, so werden wir auch dir einst helfen, wenn du einmal in Not bist.»

Und wieder zogen sie eine Tagereise weiter. Da begegneten sie einem Schwarm Stechmücken. Die Mosquitos aber sagten: «Herr, hilf uns, es ist kein Wild in unserem Tal, und wir verhungern, denn wir können kein Blut von ihnen trinken.» Da öffnete der Königssohn seine Kleider, und sie tranken sein Blut und sagten: «Herr, wie du uns geholfen, so werden wir auch dir einst helfen, wenn du in Not bist.»

Am vierten Tag kam der Königssohn mit seinen Dienern an den Hof eines Königs. Die Diener des Königs aber fragten ihn, was er hier wolle. Da sagte der Königssohn: «Ich bin gekommen, um um die Hand der Prinzessin zu werben.» Da sagten die Soldaten des Königs: «Wenn du um die Königstochter werben willst, so mußt du drei Bedingungen zuerst erfüllen: Man wird dir eine geflochtene Matte ganz voll gekochten Reis und 10 Töpfe voll Wasser vorsetzen, und die mußt du aufessen und austrinken, und es darf kein Körnlein und kein Tropfen übrigbleiben. Wenn du nur ein wenig übrigläßt, so wirst du gehängt. Das ist die erste Bedingung, wenn du die Hand der Königstochter erhalten willst.»

Die zweite Bedingung aber ist die: «Der König hat drei Töchter, die sich gleichen wie ein Ei dem andern, und nur wenn du die Erstgeborene herausfindest und ihre Hand ergreifen kannst, so wirst du die Königstochter zur Gemahlin erhalten. Ergreifst du aber die Hand der zweiten oder der dritten, so wirst du gehängt.»

Die dritte Bedingung aber lautet: «Du mußt den riesigen Affenbrotbaum, der vor dem Tore steht, und den zwölf Männer mit ausgestreckten Armen nicht umfassen können, mit einem einzigen Streich umhauen. Wenn du das nicht kannst, so wirst du gehängt werden.»

«Gut», sagte der Königssohn. «Ich will es versuchen.»

Da bereiteten sie eine Menge gekochten Reis auf eine große Matte und füllten 10 Töpfe voll Wasser daneben. Der Königssohn aber sagte: «Jetzt wird sich der Meister zeigen» und er rief in den Wald: «Ihr, denen ich geholfen habe, helft nun auch mir.» Da kamen die Schweine aus dem Wald und fraßen auf einmal alles auf und tranken alle Krüge leer. Als die Soldaten des Königs kamen

und die Matte auseinander schlugen, da war kein Körnchen Reis mehr drinnen, noch ein Tropfen Wasser in den Töpfen. Da gingen sie hin und berichteten dem König, daß alles aufgegessen und ausgetrunken sei.

Da sagte der König: «Nun soll er die erstgeborene Prinzessin herausfinden und ihre Hand ergreifen.»

Da kamen die drei Königstöchter; sie glichen einander wie ein Ei dem andern, und alle ihre Kleider waren gleich. Der Jüngling aber sagte: «Heute wird sich der Meister zeigen» und er rief den Stechmücken in den Sumpf: «Ihr, denen ich geholfen habe, helft nun auch mir.»

Da stach eine Stechmücke die erstgeborene Königstochter, und sie zuckte mit dem Arm. Der Jüngling aber ergriff sie bei der Hand, und der König sagte: «Nun bleibt noch das letzte. Du mußt den Affenbrothbaum mit einem Streich fällen.» Da ging der Jüngling vor das Tor, und als er vor dem Affenbrothbaum stand, rief er in den Wald hinein: «Heute wird sich der Meister zeigen. Ihr, denen ich geholfen, helft nun auch mir.»

Da kamen die Termiten wie ein riesiges, unzähliges Kriegsheer die Straße daher, und sie zogen in den Baum hinein und höhlten ihn vollständig aus. Der Königssohn hob sein Schwert und fällte den Baum mit einem Streich, daß er krachend niederfiel. Da erhielt der Königssohn die Prinzessin, und sie feierten fröhliche Hochzeit, und als der König starb, wurde der Jüngling König an seiner statt.

8. Das Märchen von dem Jüngling und dem Toten.

(Von Eingeborenen erzählt.)

Es waren einmal drei Jünglinge und diese gingen sich eine Frau suchen. Der Erste nahm 20 Schillinge mit, der Zweite 70 Schillinge und der Dritte ebenfalls 70 Schillinge. Sie reisten einen Tag weit. Dann rasteten sie. Sie zogen weiter und am zweiten Tag trafen sie drei Frauen auf dem Wege. Als sie einige Worte mit ihnen gesprochen, hörten sie Lärm. Und der erste Jüngling fragte: «Was ist da los? Was geht da vor im Busch?» Die Frauen antworteten: «Da drüben lebte ein Mann im Busch. Die letzte Nacht ist er gestorben. Dieser Mann hieß Mkopi (d. h. ein Mann, der bei allen Geld borgt). Nun ist er tot, und seine Gläubiger sind gekommen, um an Stelle ihres Geldes den Leichnam zu nehmen; denn er hatte nichts hinterlassen und hat keine Verwandten, die seine Schulden bezahlen könnten.» Da sagte der erste Jüngling: «Was ist wohl besser; um Frauen zu werben, oder einen Leichnam auszulesen?» Die anderen antworteten: «Ei, natürlich um Frauen zu werben!» Und sie gin-

gen ihres Weges. Der Jüngling aber sagte: «Ich glaube, es ist besser, einen Leichnam auszulesen.» Und er ging in den Busch, bis er an den Ort kam, wo der Leichnam lag. Da sagte er zu den Gläubigern: «Ihr Herren, ich will lieber für den Leichnam bezahlen, als daß der Tote im Jenseits Schwierigkeiten bekommt. Es sage mir jeder, wieviel er dem Toten geliehen.» Da sagte der Erste: «Ich habe ihm fünf Schillinge geliehen.» Der Zweite sagte: «Von mir hat er fünf Schillinge geborgt.» Der Dritte verlangte ebenfalls fünf Schillinge und der Vierte vier Schillinge. Da bezahlte er sie alle, und von zwanzig Schillingen blieb ihm nur noch ein Schilling übrig. Für fünfzig Rappen kaufte er sich Reis, und fünfzig Rappen bezahlte er für ein Huhn. Dann kochte er sich ein Mahl.

Die andern Jünglinge aber hatten sich unterdessen jeder eine Frau erworben mit den siebzig Schillingen und waren heimgegangen. Am dritten Tag machte sich auch der Jüngling, der den Leichnam losgekauft hatte, auf den Weg nach Hause. Aber er verirrte sich im Busch und lief und lief zwei Tage lang und schlief auf den Wegen. Am dritten Tag aber kam er an das Meer. Da staunte er, denn er hatte das Meer noch nie gesehen. Wie er aber so auf das Meer hinausblickte, sah er auf einmal einen schönen Jüngling mitten im Meere stehen, der ihm winkte und zu ihm sagte: «Was staunst du, Jüngling?» Da antwortete der Jüngling: «Ich weiß nicht, woher ich komme, noch wohin ich gehe, denn als ich von zu Hause wegging, sah ich kein Meer.» Der Jüngling im Meer aber sagte: «Was staunst du länger? Komm zu mir.» Da schritt der Jüngling in das Meer hinein, und als er bei dem Meerjüngling ankam, fragte dieser: «Warum bist du von zu Hause weggegangen?» Da erwiderte er: «Wir waren drei Brüder und gingen uns Frauen zu suchen. Aber auf dem Wege sah ich Männer, die einen Leichnam bewachten, und ich löste den Leichnam mit Geld aus.» Der Meerjüngling aber sagte: «Das bin ich gewesen; der Leichnam, den du losgekauft. Nun will ich dir danken. Gehe über das Meer, und wenn du dort drüben ankommst, so wirst du die Tochter eines Königs finden. Diese ist blind geboren. Viele Ärzte haben Medizinen gekocht, um sie zu heilen, aber keine half. Ich werde dir nun eine Arznei geben, die sie sehend macht. Diese Arznei tust du in eine Flasche, und wenn du dort ankommst, so schöpfe zuerst Wasser, vier Krüge voll. Zwei Krüge stellst du in die Küche an das Feuer, und wenn das Wasser siedet, so schöpfe davon und gieße es der Königstochter über die Augen. Dann nimm die Medizin und gieße sie ihr ebenfalls über die Augen.»

Da schritt der Jüngling durch das Meer, und als er am andern Ufer ankam, fand er alles, wie ihm gesagt worden war. Er stellte zwei Krüge Wasser in die Küche, und als das Wasser kochte,

schöpfte er und goß es über die Augen der Königstochter, und ebenso tat er mit der Arznei in der Flasche. Da fiel es von den Augen der Königstochter wie Seifenschaum, und plötzlich sah sie.

Der König aber freute sich über alle Maßen, und er kündete für den folgenden Tag einen Tanz an. Als alle die Leute versammelt waren, sagte er: «Meine Tochter wurde geheilt und sieht; denn dieser Arzt bereitete ihr ein Arznei, und nun sieht sie wie wir. Nun soll dieser Jüngling König sein, jeder soll seine Befehle befolgen, und wer ihn verachtet, der verachtet mich.» Da freuten sich die Leute und folgten dem neuen König.

9. Das Märchen von Chigala und dem Aasgeier.

(Ein Wandamba-Märchen, erzählt vom Studenten Juda.)

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Söhne. Der Ältere hieß Chigala. Der Vater war Fallensteller und Jäger, der Gruben in den Boden anlegte, mit Buschwerk zudeckte und so die Tiere fing. Eines Tages sandte er seinen älteren Sohn in den Busch, die Falle nachzusehen, ob etwa ein Tier hineingegangen sei. Der jüngere Sohn ging auch mit.

In der ersten Grube sahen sie eine Gazelle. In der zweiten Grube fanden sie einen Aasgeier. Als der Aasgeier die beiden Jünglinge sah, bat er sie, ihn doch nicht zu töten, sondern frei zu lassen. Aber die Jünglinge wollten nicht, sondern sagten: «Das dürfen wir nicht. Der Vater hat uns noch ganz besonders befohlen, wenn wir einen Aasgeier in der Grube fänden, sollten wir ihn töten, weil sein Fleisch ausgezeichnet sei. So müssen wir dich töten.»

Der Vogel aber bat aufs neue, und schließlich fragte Chigala seinen jüngeren Bruder: «Was meinst du, sollen wir ihn freilassen?» Der Jüngere aber sagte: «Das ist nicht meine Sache zu entscheiden, mach du, wie du für gut findest.» Da ließ Chigala den Vogel frei. Der jüngere Bruder aber nahm eine Feder des Aasgeiers, die er in der Grube gelassen, und versteckte sie in seinem Kleide.

Als sie nun nach Hause kamen, fragte sie der Vater: «Was habt ihr heute in der Grube gefunden?» Chigala sagte: «Nur eine Gazelle.» Am Abend aber fragte der Vater den jüngeren Sohn: «Habt ihr wirklich nur eine Gazelle in der Grube gefunden?» Der jüngere Bruder antwortete: «Wir haben eine Gazelle gefunden, das ist wahr. Aber in der zweiten Grube war ein Aasgeier, den hat Chigala freigelassen.»

Da wurde der Vater zornig, weil sein Sohn einen so feinen Vogel freigelassen hatte. Er sagte aber nichts, sondern suchte eine Gelegenheit, seinen Sohn durch List auf die Seite zu schaffen.

Am andern Tag ging der Vater in den Busch, um Honig zu suchen. Und er sah auch bald auf einem hohen Baum einen Bienenstock. Dann ging er heim, um seine beiden Söhne zu holen, Chigala und seinen Bruder. Die mußten ihm eine Axt und Feuer tragen. Als sie am Fuße des Baumes ankamen, sagte Chigala zu seinem Vater: «Wie sollen wir da hinaufkommen? Der Baum hat ja keine Äste bis zu oberst.» Der Vater aber sagte: «Ich will euch zeigen, wie man es macht. Schneidet nun Holzstäbe und schlägt sie, einen um den andern, in den Baum, einer immer höher als den andern, und daran werden wir wie an einer Leiter hinaufsteigen.» Der Vater ging voran, schlug die Holzstäbe ein und stieg bis in die Mitte des Baumes hinauf. Dann hieß er Chigala auf die gleiche Weise hinaufsteigen. Er selbst stieg herab. Dann nahm er ein Rindengefäß und stieg wieder hinauf, um den Honig zu sammeln. Als er hinaufkam, schöpfte er den Honig in das Rindengefäß, und als es voll war, sagte er zu Chigala: «Schöpfe den Rest noch in ein anderes Gefäß. Ich trage unterdessen das volle hinunter.» Während der Vater aber hinabstieg, zog er Schritt für Schritt die Stäbe heraus, und als er unten ankam, rief er zu seinem Sohn hinauf: «Nun bleibe du nur da droben und iß den Honig, bis du stirbst. Das ist die Strafe, weil du den Aasgeier freigelassen hast.» Dann ging der Vater mit dem jüngeren Sohn heim.

Chigala aber aß keinen Honig, sondern weinte; denn er dachte, daß er nun elend sterben müsse. Am andern Tag aber aß er etwas Honig und sagte: «Ich will etwas Honig essen und dann sterben.» Am zweiten Tag war sein Honig fertig.

Während er aber weinte, flog ein Storch auf den Baum. Der fragte ihn: «Warum weinst du da? Was tust du hier?» Chigala antwortete ihm: «Ich bin Chigala, der Sohn eines Menschen. Mein Vater hat mich hier auf dem Baum gelassen, damit ich hier sterbe, weil ich einen Aasgeier, der sich in der Grube gefangen, freigelassen habe.» Dann bat er den Storch:

«Sei doch so gut und gehe zu dem Aasgeier und sag ihm dies, daß er doch schnell komme und mich befreie.» Der Storch versprach es und flog davon. Als er aber an den Fluß kam und Schnecken und Frösche sah, vergaß er den Auftrag des Chigala. Unterdessen aber war Chigala's Mutter in großer Sorge, weil ihr Sohn nicht mit dem Vater zurückgekommen war, und sie fragte ihren Mann: «Wo ist denn Chigala?» Er aber log: «Ich weiß es nicht, vielleicht ist er zu seiner Tante gegangen. Ich habe ihn nicht mehr gesehen.» Da ging sie zu seiner Tante und fragte: «Habt ihr Chigala nicht gesehen?» Sie aber sagte: «Nein, bei mir ist er nicht gewesen. Ich habe ihn schon lange nicht mehr gesehen.» Da suchten sie ihn überall im Busch, fanden ihn aber nicht und kehrten

traurig nach Hause und sagten: «Er hat sich sicher im Busch verirrt, und ein wildes Tier hat ihn gefressen.»

Unterdessen aber flog ein Fischreiher auf den Baum, auf welchem der arme Chigala war. Der Fischreiher fragte Chigala: «Wer bist du?» Und er sagte: «Ich bin Chigala, der Sohn eines Menschen.» Da fragte der Fischreiher weiter: «Was tust du hier auf dem Baum?» Und Chigala antwortete: «Mein Vater hat mich hier gelassen, damit ich sterbe, weil ich einen Aasgeier, der in die Falle ging, freigelassen habe.» Und er bat den Fischreiher: «Sei doch so gut und gehe schnell zu dem Aasgeier und sage ihm, Chigala ist auf dem Baum und muß sterben. Komme schnell und befreie ihn.» Der Fischreiher versprach es. Als er aber an den Fluß kam und die Fische im Wasser schwimmen und aufspringen sah, vergaß er den Auftrag des Chigala.

Am nächsten Tag aber flog der Sporenkuckuck (nach seinem Rufen Tiptipi genannt) auf den Baum, auf welchem Chigala war. Und er fragte den Knaben: «Was tust du da?» Und Chigala sagte: «Ich bin der Sohn eines Menschen, und mein Vater hat mich hier droben gelassen, damit ich sterbe, weil ich einen Aasgeier, der sich in der Falle gefangen, freigelassen habe.» Und er bat ihn: «Sei doch so gut und gehe schnell zum Aasgeier und sage ihm, Chigala ist auf dem Baum und stirbt. Komm doch schnell und mache ihn frei.»

Der Sporenkuckuck versprach es, flog ein kleines Stück in das dichte Gras und ließ dort seinen Ruf erschallen: «Ti-pi-lipitipitipi — sagt dem Aasgeier, daß Chigala auf dem Baum ist und stirbt. Er soll doch sofort kommen und ihn befreien.»

Es ist aber Brauch unter den Sporenkuckuck, wenn einer ruft und ein anderer es hört, daß der Ruf dann sofort weitergegeben werden muß. Sobald darum ein zweiter Sporenkuckuck den Ruf und die Botschaft hörte, nahm er sie sofort auf, gab sie weiter, und so gelangte sie in kurzer Zeit zum Aasgeier, der in der Nähe einer Quelle wohnte. Die Kinder des Aasgeiers aber kamen gerade zur Quelle, als der Sporenkuckuck, der dort wohnte, seinen Ruf erschallen ließ und seine Botschaft verkündete. Da sie das hörten, fragten sie: «Was sagst du da?» Und er antwortete ihnen: «Sagt dem Vater, Chigala ist auf einem Baum und stirbt. Er soll sofort gehen und ihn befreien.» Da gingen die Kinder des Aasgeiers schnell heim und erzählten dem Vater, was der Sporenkuckuck gesagt, und fragten: «Was hat es denn für eine Bewandnis mit diesem Chigala?» Und der Vater erzählte ihnen, wie er eines Tages in die Falle gegangen und wie ihn Chigala befreit habe. Dann nahm der Aasgeier etwas Mehl und Wasser und machte sich auf die Reise. Seiner Frau und seinen Kindern aber befahl er: «Folgt mir

mit dem Boote auf dem Fluß und nehmt Speise mit.» Er aber flog geschwind zu dem Baum, auf welchem der arme Chigala am Sterben war. Als er dort ankam, legte er Mehl und Wasser nieder und flog zu Chigala hinauf und sagte: «Wie kommt es, mein Freund, daß du hier auf dem Baum bist, dem Tode nahe?» Chigala aber sagte mit schwacher Stimme: «Weil ich dich freigelassen, hat mich mein Vater auf diesem Baum gelassen, damit ich sterbe. Viele Tage lang habe ich nichts mehr gegessen. Nun werde ich bald sterben, wenn du mich nicht sofort befreist!»

Da breitete der Aasgeier seine großen, starken Schwingen aus und sagte zu Chigala: «Setze dich auf meinen Arm und ich werde dich hinunter tragen.» Und so trug er ihn langsam an den Fuß des Baumes. Doch als er ihn dort niederlegte, verlor Chigala die Besinnung. Da machte der Aasgeier einen kleinen Mehlbrei und gab diesen Chigala ein. Da erwachte er, aß ein wenig und kam langsam wieder zu Kräften. Am zweiten Tag kam die Frau des Aasgeiers mit den Kindern, und sie alle brachten Speise mit. Nun aß Chigala tüchtig, und als er wieder vollends bei Kräften war, brachten sie ihn zu seiner Mutter zurück. Seit jener Zeit ist der Aasgeier vorsichtig und geht in keine Falle mehr.

10. Das Märchen vom Buschgeist.

(Von Eingeborenen erzählt.)

Es war einmal ein Mann, der hatte sechs Kinder; drei Knaben und drei Mädchen. Zu jener Zeit herrschte im Lande Hungersnot. Der Vater haßte seine Kinder, weil sie ihm die Speise wegaßen, die er selbst gerne gehabt hätte. So sann er, wie er die Kinder beseitigen könnte. Er wußte im Busch eine große Grube, welche von Schlingpflanzen (aus welchen man Schnüre macht) überwachsen war. Als der Vater eines Tages aus dem Walde zurückkam, ging er am Felde eines Nachbarn vorbei, in welchem etwas reifer Reis stand. Er stahl davon und trug ihn nach Hause. Zu Hause angekommen, sagte er zu seiner Frau und seinen Kindern: «Heute habe ich eure Tante getroffen, und sie sagte mir: «Der Reis ist reif! Die Kinder sollen doch kommen und mir bei der Ernte helfen. Schickt mir immer zwei Kinder auf einmal.» Da freuten sich die Kinder und jubelten. Am andern Morgen früh weckte der Vater zwei seiner Kinder und ging mit ihnen auf die Reise. Als er bei der tiefen Grube im Busch angekommen war, sagte er: «Ihr seid schlechte Kinder! Jedesmal, wenn wir ein wenig Speise haben, eßt ihr am meisten, so daß Mutter und ich nichts mehr bekommen. Nun müßt ihr hier sterben.» Und er stürzte die Kinder in die tiefe Grube, wo

sie starben. Am zweiten Tag machte es der Vater wieder gleich mit den zwei nächsten Kindern.

Am dritten Tag jedoch, als er die letzten zwei Kinder in die Grube stieß, ergriffen diese im Fallen eine Schlingpflanze, hielten sich daran fest, retteten sich auf die andere Seite und flohen. Nachdem sie lange im Busch herumgeirrt waren, kamen sie zu dem Wachthäuschen eines Buschgeistes. Die Kinder stiegen hinunter und sahen Speise jeglicher Art im Überfluß, nur kein Fleisch. Da sagte der Knabe: «Schwester, wir wollen heute essen, was wir hier vorfinden. Ich werde dann später Fleisch dazu suchen.» Dann versteckten sich die Kinder unter dem Dach des Wachthäuschens. Des Nachts aber kam der Buschgeist, schnupperte in der Luft und sagte: «Ich rieche den Geruch von Menschen.» Er schaute sich überall um, sah aber die Kinder nicht. Am Morgen ging er dann wieder fort. Als die Kinder erwachten, stellte der Knabe gleich eine Falle und fing ein Perlhuhn. Sie aßen es zusammen mit dem Gemüse, welches sie im Wachthäuschen fanden, und des Nachts gingen sie wieder auf den Dachboden, um zu schlafen. Der Buschgeist kam nach Hause, und wieder sagte er: «Ich rieche Menschen!» Er suchte und suchte, bis er die beiden endlich unter dem Dache fand. «Was seid ihr?» fragte er sie. Die Kinder antworteten: «Wir sind Menschenkinder.» Da sagte der Buschgeist: «Das freut mich, daß ich meine Enkel auch einmal sehe. Habt keine Angst, ich werde euch nichts zu Leide tun.» Am andern Morgen rief der Buschgeist seine Genossen, um ihnen seinen Fund zu zeigen. Während er nun unterwegs war, ging auch der Knabe fort, um nachzusehen, ob Beute in der Falle sei. Das Mädchen blieb also ganz allein im Hause. Mittags kehrte der Buschgeist mit seinen Genossen heim. Er zeigte ihnen das Mädchen, aber sie lachten ihn nur aus und sagten: «Natürlich ist das ein Menschenkind! Es hat auch sehr gutes Fleisch, hast du denn dies nicht gewußt? Wir wollen es nun miteinander essen.» Sie packten das Mädchen und schleppten es in den Busch. Der Knabe aber fühlte plötzlich Angst um seine Schwester und lief, so schnell er konnte, zu dem Häuschen zurück. Unterwegs hörte er auf einmal wie aus weiter Ferne singen:

Du bist nicht in die Grube gefallen,
Und ich bin nicht in die Grube gefallen.

Kiteganyama (= Fallensteller und zugleich Name des Knaben)
Komm doch und hilf mir!

Da wußte er, daß seine Schwester in Gefahr war. Er nahm den Speer und eilte dem Tone nach. Bald hatte er die Buschgeister eingeholt. Unter ihnen sah er auch den Geist, den sie zuerst getroffen. Der Knabe schleuderte den Speer auf ihn. Da starb der Geist und

die anderen flohen. Kiteganyama aber folgte ihnen. Auf ihrer Flucht kamen die Buschgeister zu einer tiefen Grube. Da sagten sie: «Baum, falle hinüber!» Und sofort fiel ein großer Baum quer über die Grube, und die Geister eilten hinüber. Als alle drüben waren, befahlen sie: «Baum, steh wieder auf!» Und sofort richtete sich der Baum wieder in die Höhe. Deshalb konnte ihnen der Knabe nicht weiter folgen. In ihrer Eile hatten jedoch die Buschgeister Kiteganyama's Schwester vor der Grube stehengelassen. So konnte der Knabe zu ihr und er schlug ihr sogleich vor: «Komm, laß uns jetzt in die Stadt der Buschgeister gehen und sehen, wie sie wohnen.» Da machten sie sich auf den Weg und kamen in die Stadt der Buschgeister. Sie gingen in das Haus eines Geistes und stiegen unter das Dach hinauf. Am andern Morgen roch sie der Geist, suchte und fand sie, und er packte sie. Er gab ihnen aber Speise. Als Gemüse jedoch wollte er ihnen von seinen Haaren geben. Die Kinder weigerten sich, dies zu essen. Dies erstaunte den Geist sehr. Er sah ihnen zu wie sie aßen und bemerkte, daß sie die Speisen kauten. Interessiert fragte er sie: «Warum kaut ihr die Speisen, statt sie einfach zu verschlingen? Wie macht ihr dies? Wie könnt ihr kauen?» «Mit den Zähnen», erwiderte der Knabe. Da staunte der Geist noch mehr, denn die Buschgeister hatten keine Zähne, und deshalb verschlangen sie die Speisen nur. Der Geist rief seine Genossen und den Sultan, um ihnen allen zu zeigen, wie die Menschenkinder aßen und die Speisen kauten. Und alle wunderten sich sehr, und der Sultan sagte: «Solche Zähne sind doch etwas Kostbares.» Er fragte den Knaben: «Könntest du uns auch Zähne geben?» «Gewiß kann ich das; ich kann euch allen Zähne machen», entgegnete der Knabe. Er befahl den Geistern, einen großen Platz neben dem See bereit zu machen, dort viel Holz aufzuschichten und Eisen hinzubringen. Am Morgen versammelten sich alle Buschgeister auf dem Platz, und der Sultan ließ ein großes Feuer anzünden. Das Eisen legten sie hinein, bis es ganz glühend war. Nun sagte der Knabe: «Sultan, du sollst zuerst Zähne bekommen. Schließ deine Augen und öffne deinen Mund.» Der Sultan tat es, und da stieß ihm der Knabe das Eisen in den Mund und warf ihn in den See. So tötete er alle. Nur einer blieb noch übrig. Der hatte Angst und sagte: «Ich möchte warten, bis meine Kameraden wieder auferstehen.» Doch der Knabe antwortete: «Nein, das geht nicht. Zuerst mußt du auch in den See, und dann werden die andern auferstehen.» Sie stritten lange miteinander, denn der Geist fürchtete sich und zuletzt sagte er: «Ich glaube, du willst uns alle nur umbringen. Ich halte nicht her. Ich gehe und du sollst mich nicht erwischen.» Er rannte in großen Sätzen davon. Der Knabe folgte ihm, schleuderte den Speer nach ihm, traf ihn aber nur am

Fuß und konnte ihn somit nicht töten, da der Geist einfach zu schnell war. Da kehrte der Knabe in die Stadt zurück. Die Geschwister beschlossen nun, ihre Mutter und auch den Vater, obwohl dieser schlecht an ihnen gehandelt hatte, zu holen. Sie gingen heim und kehrten dann mit Vater und Mutter in die Stadt der Geister zurück. Viele Leute folgten ihnen dorthin, und da herrschten sie nun und wurden ein mächtiges Volk.

11. Das Märchen vom Zauberkäfig.

(Von Eingeborenen erzählt.)

Es war einmal ein Mann, der hatte zwei Frauen. Ferner hatte er zwei Kinder; einen Knaben und ein Mädchen. Jeden Abend mußten die Kinder an den Fluß gehen und Wasser schöpfen. Eines Tages sahen sie unterwegs einen Buschgeist. Dieser grinste über das ganze Gesicht, als er die Kinder sah, denn er freute sich schon darauf, sie zu verschlingen. Die Kinder aber fürchteten sich sehr, als sie auf den Geist aufmerksam wurden, und sprangen davon. Da rief ihnen der Geist nach: «Es nützt euch nichts, wenn ihr davon rennt, denn ihr werdet sterben! Und wenn ihr hier bleibt, werdet ihr auch sterben.» Als die Kinder dies hörten, blieben sie stehen. Der Geist nahm sie und führte sie in sein Haus. Des Nachts wollte er sie dann töten. Doch jedesmal, wenn er sich dazu anschickte, erwachten die Kinder, und dann fürchtete sich der Geist. So geschah es mehrere Tage. Eines Morgens ging der Buschgeist auf das Feld, um zu pflanzen. Sobald der Knabe ihn fortgehen sah, sagte er zu seiner Schwester: «Wenn wir noch länger hier bleiben, wird er uns zuletzt doch töten.» «Ja, aber was sollen wir denn tun?» fragte das Mädchen. «Wie sollen wir denn von hier fortkommen?» Der Knabe rief: «Ich weiß nun, was ich mache! Ich werde jetzt ein Buschmesser nehmen und Bambus schneiden.» Sie gingen miteinander und taten dies. Der Knabe schnitt eine Last, und das Mädchen schnitt eine Last. Als sie aber, jedes mit seiner Last, in das Haus des Geistes zurückkehrten, begann der Knabe, die Bambus zu spalten. Dann verfertigten sie einen großen Käfig daraus; so wie man dies für Vögel tut, nur viel größer. Als er fertig war, nahmen sie alles, was sie im Hause des Geistes finden konnten, und legten es in den Käfig hinein. Dann begaben sie sich selbst auch in den Käfig, und der Knabe sprach: «Hebe dich!» Da stieg der Käfig langsam hoch in die Lüfte. Als der Geist zurückkam, sah er den Käfig hoch in der Luft. Da ward er zornig, konnte aber dem Käfig nicht folgen!

Dieser flog hoch über den Busch. Als die Kinder sahen, daß sie sich bald dem Elternhaus näherten, riefen sie einem Geier, der über

ihnen flog, und sagten zu ihm: «Fliege schnell zu unsern Eltern und sage ihnen, daß wir morgen heimkommen werden. Sie sollen doch Speise rüsten.» Der Geier flog eilends davon und richtete den Auftrag den Eltern aus. Als nun diese die Mitteilung vernommen hatten, sprachen sie: «Was sagt dieser Vogel? Unsere Kinder sind doch längst tot, warum behauptet er, sie kämen morgen nach Hause?» Und sie ergriffen den Vogel und banden ihn. Unterdessen trafen die Kinder noch den Vogel namens Kasambi und gaben diesem den gleichen Auftrag wie dem Geier. Kasambi flog zu den Eltern und richtete die Botschaft dort aus. Doch die Eltern glaubten auch ihm nicht und banden ihn mit einer Schnur fest. Plötzlich hörten sie in der Luft ein Geräusch wie von einem starken Wind und sahen den großen Käfig in der Luft. Er stieg langsam herunter und ließ sich im Hofe nieder. Als sie sahen, daß wirklich ihre Kinder im Käfig waren, freuten sie sich über alle Maßen. Und sie dankten Gott, daß er ihnen die Kinder wieder und dazu noch ein gutes Mahl geschenkt hatte, und sie ließen die Vögel frei.

12. Das Märchen vom Ei des Buschgeistes.

(Von Eingeborenen erzählt.)

Es waren einmal ein Mann und eine Frau. In ihrem Lande herrschte Hungersnot, und die beiden gingen deshalb in den Busch, um Nahrung zu suchen. Eines Tages fanden sie ein gewaltiges Ei. Dieses gehörte einem Buschgeist, doch das Ehepaar wußte dies nicht. Die beiden Leuten nahmen das Ei und trugen es nach Hause, um es zu essen. Als nun der Buschgeist zurückkehrte, sah er, daß das Ei nicht mehr da war. Er folgte den Fußspuren der Leute bis zu ihrem Haus. Dort angekommen fragte er: «Habt ihr mein Ei genommen?» Die Leute antworteten: «Ja, wir haben es genommen, aber wir wußten nicht, daß es dir gehörte.» «Wo ist das Ei nun?» fragte der Geist. «Wir haben es schon gegessen», lautete ihre Antwort. Da sprach der Geist: «Gut, dann müßt ihr es eben bezahlen. Und wenn ihr dies nicht könnt, werde ich euch selbst aufessen.» Mann und Frau erschrakten sehr und sagten: «Wir haben kein Geld! Aber sieh da, dieser Knabe ist unser Sohn. Wenn er aufgewachsen ist, kannst du ihn holen und aufessen.» Damit erklärte sich der Geist einverstanden, und er ging nach Hause. Eines Tages wanderte die Frau an den Fluß, um Wasser zu schöpfen. Sie ließ den Knaben allein daheim zurück. Bevor sie fortging, stellte sie einen Topf mit Mais auf den Herdstein, tat aber kein Wasser hinein. Als sie weg war, stand das Kind auf und schlüpfte in den Topf hinein. Es handelte sich dabei aber um einen Zaubertopf, und wie sich der Knabe darin drehte, wuchs er immerzu, bis

er keinen Platz mehr darin hatte. Er kam heraus, setzte sich auf den Stuhl seines Vaters vor dem Hause und wartete, bis seine Mutter zurückkehrte. Diese war sehr erstaunt, einen Fremden vor ihrem Hause zu sehen. Sie blieb stehen, um zu warten, bis der Fremde aufstünde und wegginge, denn sie durfte nach ihrer Sitte nicht an ihm vorbei. Der Knabe stand auf, und die Mutter ging an ihm vorbei, ohne ihn zu erkennen. Doch als sie in die Hütte hineinging, sah sie das Kind nirgends mehr und sie fragte den Fremden: «Hast du mein Kind nicht gesehen oder schreien gehört, als du hier ankamst?» Er antwortete: «Nein, ich habe es weder gesehen noch gehört.» Da geriet die Frau in große Bestürzung und fürchtete, daß jemand das Kind gestohlen habe. Doch der Fremde sprach: «Ich bin dein Kind und heiße nun Kalikalanga» (d. h. der Schläuling). Nach einem Monat kam der Geist wieder und verlangte von den Leuten das versprochene Kind. Und die Leute sagten: «Ja, wir werden es dir geben. Sei so gut und komme morgen früh wieder. Wir werden ihm dann ein rotes Kleid anziehen, damit du es unter seinen Gespielen sofort erkennen kannst.» Der Knabe jedoch erriet die Gedanken und Absichten seiner Eltern, und als sie ihm am Morgen das rote Kleid gaben, schnitt er es in viele Stücke. Er gab allen seinen Altersgenossen ein Stück davon, so daß sie alle genau wie er aussahen. Als nun der Geist an den Fluß ging, um den Knaben zu holen, sah er, daß sämtliche Knaben ein gleiches, rotes Tuchkleid trugen. Er fragte sie deshalb: «Wo ist Kalikalanga?» Da sprach der Knabe: «Ich heiße Kalikalanga, jener heißt Kalikalanga, jener dort heißt Kalikalanga und überhaupt, hier heißt ein jeder Kalikalanga. Welchen Kalikalanga suchst du nun?» Erzürnt kehrte der Buschgeist zu den Eltern zurück und sagte: «Ihr habt mich betrogen. Da unten am Fluß heißen ja alle Knaben Kalikalanga und alle haben ein rotes Tuch an. Welches ist nun euer Sohn?» Die Eltern erwiderten: «Komme morgen wieder! Wir werden heute auf den Hügel gehen und Gras schneiden. Komme du dann auch, wir binden dich in das Gras ein, und am Morgen schicken wir unsern Sohn, jene Last auf dem Berg zu holen. Da kannst du ihn dann nehmen.» So taten sie. Sie schnitten Gras und banden den Buschgeist hinein. Am andern Morgen sandten sie ihren Sohn auf den Hügel, um die Last abzuholen. Kalikalanga ging, nahm aber zwei Kameraden mit, und alle drei trugen Bogen und Pfeil. Als sie auf dem Berg ankamen, sahen sie die Last Gras. Kalikalanga sagte: «Zuerst wollen wir ein wenig spielen, denn wir haben noch lange Zeit. Kann einer von euch jene Last mit einem Pfeil durchbohren?» Seine Kameraden riefen: «Gewiß, das können wir!» Kalikalanga befahl: «So stellt euch neben mich. Wir wollen alle drei miteinander schießen und sehen, wessen Pfeil die Last

durchbohrt.» Da schoßen sie ihre Pfeile, trafen den Buschgeist, töteten ihn jedoch nicht! Als der Geist merkte, daß er verwundet war, schüttelte er die Graslast von sich und floh in den Busch. Am andern Morgen kehrte er wieder zu den Eltern zurück und sagte: «Ihr habt mich wieder betrogen, denn euer Sohn ist mit zwei andern gekommen und hat mit Pfeilen auf mich geschossen. Nun bin ich es satt. Ihr müßt mir heute noch bezahlen.» Die Eltern baten: «Habe noch ein wenig Geduld. Wir wollen es noch einmal probieren. Wir werden unserem Sohn heute die Haare abschneiden, und zwar nur ihm allein! Komme dann des Nachts, und du wirst ihn leicht erkennen und mit dir nehmen können.» Sie taten so, schnitten ihm die Haare ab, doch der Knabe merkte wohl, was die Eltern vorhatten. Des Nachts, als sein Vater schlief, stand er auf, schnitt dem Vater die Haare ab und setzte sie sich selbst auf. Dann trug er den Vater auf sein Bett, und er selbst schlief in demjenigen des Vaters. In der Nacht kam der Buschgeist und nahm statt des Knaben den Vater mit und verzehrte ihn. Am Morgen, als der Knabe erwachte, nahm er die Haare des Vaters von seinem Haupte und warf sie in den Busch. Als die Mutter aufstand, vermißte sie den Vater und fragte den Sohn: «Wo ist der Vater?» Doch der Knabe sprach: «Wie soll ich dies wissen? Ich habe ja geschlafen!» Da begann die Frau zu weinen, denn sie wußte nicht, wohin ihr Mann gegangen war. Eines Tages aber traf sie den Buschgeist. Er sprach zu ihr: «So, nun sind wir wieder quitt.» Die Frau entgegnete: «Wieso sind wir denn quitt? Ich weiß nur, daß mein Mann verschwunden ist!» Da sagte der Geist: «Wohin dein Mann gegangen ist, weiß ich nicht! Deinen Sohn jedoch habe ich nun verspeist.» Da merkte die Frau, daß ihr Mann vom Geiste gefressen worden war.

13. Das Märchen vom Mgumbakalindi, dem Fallensteller.

Es lebte einmal ein Mann im Busch, der den Tieren Fallen stellte, indem er tiefe Löcher grub und sie mit Laubwerk deckte. Eines Tages ging er in den Busch, um bei den Gruben nachzusehen, ob ein Tier hineingestürzt war. Als er zur Grube kam, erblickte er drei lebende Wesen: Einen Menschen, einen Löwen und eine Schlange.

Da bat ihn der Löwe, ihn doch zuerst aus der Falle zu befreien und gehen zu lassen. Der Mensch aber sagte: «Das ist nicht recht! Hilf mir zuerst! Wir sind vom gleichen Stamm und Blut.» Die Schlange aber sagte: «Nein, diese beiden können sich helfen. Befreie zuerst mich.»

Als aber der Mann nicht Miene machte, ihnen herauszuhelfen

— er traf bereits Vorkehrungen, um sie zu töten —, bat der Mensch wieder: «Hilf mir doch, ich werde es dir danken, wenn du mich befreist.» Und auch der Löwe sagte: «Ich werde dir immer dankbar sein, wenn du mir heraushilfst.» Ebenso sagte die Schlange: «Wenn du mir zuerst heraushilfst, wirst du es nie bereuen, ich werde es dir danken.»

Mgumbakalindi hörte zu, sann und sann, und endlich sagte er: «Ich will zuerst dem Menschen heraushelfen. Ich glaube, er wird es mir sicher danken, wenn ich ihn befreie.» — Gut —. So zog er zuerst den Menschen heraus. Dann half er dem Löwen und endlich der Schlange.

Der Löwe sagte zu dem Fallensteller: «Lebe wohl, ich muß heim. Du wirst morgen den Dank erhalten.»

Die Schlange hatte es ebenfalls eilig und sagte: «Ich muß jetzt gehen, aber wenn du einmal in Gefahr bist, verlaß dich darauf, ich werde dir helfen und dir so meinen Dank abstaten.»

Der Mensch aber sagte: «Komm, wir wollen miteinander gehen und zusammen in deinem Hause wohnen.»

Am folgenden Tag packte der Löwe eine Königstochter, die an den Fluß gegangen war, und brachte sie Mgumbakalindi, indem er sagte: «Hier hast du eine Frau; dies ist nun mein Dank für deine Hilfe.»

Nach drei Tagen ging der Mensch, den Mgumbakalindi aus der Grube befreit hatte, an den Königshof. Als er in die Nähe kam, hörte er Totenklage und er fragte: «Warum halten sie hier Totenklage?» Da antwortete man ihm: «Es herrscht große Trauer hier, weil ein Löwe die Prinzessin geraubt, fortgeschleppt und verzehrt hat.» Da sagte der Mensch: «Das stimmt nicht! Die Königstochter ist nicht tot. Sie wohnt im Hause meines Freundes, der sich von Zeit zu Zeit in einen Löwen verwandelt. Er hat sie geraubt, und sie wohnt nun bei ihm und hat ihm bereits Zwillinge geboren.»

Da brachten die Leute am Königshof den Menschen vor den König. Und der Mensch wiederholte dem König die Geschichte und sagte noch: «Wenn du einverstanden bist, oh König, so will ich dich hinführen. Nimm Soldaten mit, dann begleite ich dich und du wirst dort deine Tochter und auch den Mann, der sie geraubt hat, finden.»

Da gab ihm der König zwei Soldaten mit, und der Mensch kehrte zu seinem Retter zurück. Als die drei dort ankamen, sahen sie die Prinzessin und den Mgumbakalindi. Den Letzteren banden sie und führten ihn mitsamt der Prinzessin an den Königshof zurück. Als sie am Abend beim Palast ankamen, befahl der König, den Fallensteller in den Kerker zu werfen. Am andern Tag sollte er gehängt werden. Dies hörte die Schlange, und sie sagte: «Er hat

mir einmal aus der Grube geholfen, und nun will ich hingehen und ihn dafür befreien.» Nach einigem Suchen fand sie ein Loch, schlich sich in das Gefängnis ein und sagte zu dem Fallensteller: «Ich habe gehört, du seiest in Gefahr und man wolle dich morgen hängen. Weil du mir geholfen hast, bin ich nun gekommen, um auch dir zu helfen und dich zu befreien. Ich werde den König morgen in der Frühe beißen, dir aber gebe ich eine Arznei, und wenn er dem Tode nahe ist und alle andern Arzneien versagen, dann laß ihm melden, daß du ihm helfen könntest, wenn er dich dafür frei ließe. Du habest eine Arznei gegen Schlangenbisse. Hier hast du sie! Du gibst sie dann dem König, und er wird nicht sterben.»

Da entfernte sich die Schlange und verbarg sich im Park des Schlosses. Als der König des Morgens früh spazieren ging und sich nach einiger Zeit etwas ausruhte, biß sie ihn, und er kam dem Tode nahe. Alle Ärzte und Zauberer wurden gerufen und brachten ihre Arzneien oder sprachen ihre Beschwörungen, aber nichts half. Da erinnerte sich einer des Mgumbakalindi und sagte zum König: «Der Fallensteller kennt viele Arzneien, vielleicht kann er dir helfen!» Da ließ ihn der König rufen und fragte: «Ich bin von einer Schlange gebissen worden und habe gehört, daß du Arzneien gegen Schlangenbisse kennst. Wenn du mich heilen kannst, will ich dich befreien, und dir meine Tochter geben.»

Da sagte der Mgumbakalindi: «Ich kenne eine Arznei und habe sie auch bei mir.» Er gab sie dem König, und dieser genas. Da erhielt der Fallensteller die Prinzessin zur Frau und vom König zudem noch ein Stück seines Landes, daß er dort herrsche mit vollem Recht über Leben und Tod.

So zog Mgumbakalindi mit seiner Prinzessin in jene Teile des Landes und herrschte dort. Der Mensch aber, den er gerettet und der ihn dann verraten hatte, wohnte auch dort. Mgumbakalindi ließ ihn holen und hängen, weil er allein Wohltat mit Undank vergolten und somit undankbarer als die Tiere gewesen war.

14. Das Märchen von der Frau und dem Geier.

Es waren einmal ein Mann und eine Frau. Die Frau hatte ein Kind. Eines Tages ging der Mann auf Reisen und blieb ein Jahr lang fort. Als die Zeit zum Pflanzen herangekommen war, mußte die Frau die ganze Arbeit alleine tun. Jeden Tag ging sie auf das Feld, um Gras und Unkraut auszujäten. Und jeden Tag legte sie das Kind ins Gras, während sie die Feldarbeit verrichtete.

Eines Tages kam ein Geier (Ndapo) und nahm das Kind, ohne der Mutter etwas davon zu sagen. Die Frau sah es, erschrak und schrie: «Vogel, warum nimmst du mein Kind?» Der Vogel ant-

wortete: «Sei ohne Sorgen, ich werde das Kind nicht fressen, sondern nur bewachen, damit du ruhig arbeiten kannst.» Und wirklich, als die Frau mit ihrem Tagwerk fertig war, brachte ihr der Vogel das Kind zurück. So tat er nun alle Tage, bis zur Zeit der Ernte. Als es soweit war, kehrte der Mann zu seiner Frau zurück und fragte sie: «Wie ist es dir ergangen? Hast du zu essen gehabt? Und wie steht es mit der Ernte?» Die Frau antwortete: «Freilich, zu essen habe ich gehabt.» Der Mann aber erkundigte sich weiter: «Und wer hat unterdessen für das Kind gesorgt? Du warst doch viel auf dem Feld!» Die Frau erwiderte: «Jeden Tag kam ein Vogel, der mir half und das Kind bewachte.» Der Mann erkundigte sich: «Was war denn das für ein Vogel?» Da sagte die Frau: «Es war ein Ndapo, ein Geier.» Und wieder fragte der Mann: «Wird er dir jetzt, zur Zeit der Ernte, auch helfen?» «Gewiß, er hat es mir versprochen! Er wird auch morgen wieder zur Hilfe bereit sein», antwortete die Frau. Da gab ihr der Mann folgenden Auftrag: «Wenn der Vogel morgen wieder kommt, so sag ihm, er solle mit dir heimkommen, er könne mit uns essen. Wenn er dann tatsächlich mit dir kommt, werde ich ihn schlachten. Wir haben dann etwas Feines zu essen, denn sein Fleisch ist sehr zart.» Die Frau aber meinte: «Wie? Du willst ihn nun töten, nachdem er mir so lange geholfen hat? Auch unser Kind hat er immer treu bewacht!» Die Antwort des Mannes lautete: «Was hast du so komische Bedenken? Ihr Weiber seid doch dumm! Warum sollten wir uns denn sein feines Fleisch entgehen lassen, wenn wir es so leicht haben können?» Die Frau jedoch erwiderte: «Wie sollte ich ihn essen können? Ohne ihn hätte ich gar nicht arbeiten können, denn mein Kind hätte immer auf meinem Rücken geschrieen und mich nicht arbeiten lassen, und somit hätten wir auch keine Ernte. Und du bekämost dann auch nichts zu essen!» Der Mann zerstreute ihre Bedenken mit folgenden Worten: «Dummheit, die Arbeit ist jetzt vorbei, die Ernte beginnt, und wir haben zu essen. Aber Reis allein ist keine Speise! Wir müssen Fleisch dazu haben, und nun bietet sich eine sehr günstige Gelegenheit. Der Vogel hat seine Arbeit getan, nun wollen wir ihn essen.» Schließlich gab die Frau nach. Am andern Tag ging sie auf das Feld und erntete bis am Mittag, während der Vogel das Kind bewachte. Dann sagte sie zu ihm: «Komm jetzt, wir wollen miteinander nach Hause gehen, du sollst heute mit uns essen.» Als sie nach Hause kamen, begann die Frau, den noch nicht enthülsten Reis im Mörser zu zerstampfen. Der Vogel saß auf dem Dach und hielt das Kind. Der Mann jedoch lauerte mit Pfeil und Bogen unter dem Dach, um den Vogel abzuschießen. Da aber viel Gras auf dem Dache war, konnte er ihn nicht gut sehen. So schob er das Gras etwas auseinander und zielte nach dem

Vogel, der das Kind hielt. Dann schoß er einen Giftpfeil, verfehlte aber den Vogel und traf das Kind, welches bald starb. Da schrie die Mutter auf, wandte sich gegen ihren Mann und warf ihm vor: «Du bist ein grundschlechter Mensch. Nun hast du mein Kind getötet.» Und sie lief ihm davon. Der Mann aber saß allein zu Hause und sann über seinen Undank nach. Und seit jener Zeit meidet der Geier die Menschen, denn er traut ihnen nicht mehr.

15. Das Märchen vom Messer des Zauberers.

Vor uralter Zeit lebte einmal ein König. Er braute selbst sein Bier, und als er es zubereitet hatte, kamen viele Leute, um davon zu trinken. Unter den Gästen befand sich ein Jüngling, der zuviel trank und sich berauschte. In seinem Rausch begann er nun über die Zauberer zu lästern und sagte: «Es heißt immer, die Zauberer würden die Menschen mit ihrem Messer töten. Das glaube ich nicht! Ich bin sicher, wenn sie mit dem Zaubermesser Menschen töten könnten, würden sie zuerst Tiere umbringen und sich daran alle Tage gütlich tun.»

Unter den Männern, die zum Biergelage erschienen waren, befand sich aber auch ein Greis, der im geheimen Zauberer war. Dieser hörte nun, was der Jüngling sagte, und machte sich schweigend seine Gedanken dazu. Des Nachts jedoch ging er in die Hütte des Jünglings und sah diesen schlafend neben dem Feuer liegen. Da stieß er ihn an und sagte: «Steh auf!» Aber der Jüngling hörte es nicht und blieb liegen, denn er war zu tief im Rauschschlaf. Da gab ihm der alte Mann Gift ein. Als nun der Jüngling am andern Morgen aufstehen wollte, fühlte er, daß er krank war und auch nicht mehr gehen konnte. Noch am gleichen Abend starb er. Nachdem die Leute seinen Tod bemerkt hatten, begruben sie ihn. Des Nachts ging nun der Zauberer zum Grabe, öffnete es und nahm den Jüngling heraus. Dann flößte er ihm eine Arznei ein, und siehe da, der Jüngling kam wieder zum Leben. Alsdann sprach der Zauberer: «Hast du nicht gesagt, du glaubest nicht an unsere Macht? Und du glaubest nicht, daß wir mit dem Messer töten können? Geh doch nun nach Hause, wenn du kannst!» Der Jüngling aber konnte weder sprechen noch gehen, er saß nur stumm neben dem Grabe. Da hieb ihm der Zauberer den Kopf ab und legte den Leichnam wieder ins Grab. Den Kopf aber wollte er nach Hause nehmen. Als er ihn nun aufheben wollte, biß ihn der Kopf in den Arm. Der Zauberer wollte den Kopf von seinem Arm wegreißen, doch gelang es ihm nicht. Da suchte er ihn mit dem Schwert wegzuschneiden, aber auch dies gelang ihm nicht.

Da deckte er das Haupt mit einem Tuche zu und ging heim. Als

er zu Hause ankam, sagte er zu seiner Frau: «Ich bin krank, und mein Arm ist geschwollen.» Die Frau erwiderte: «Laß mich sehen, was du hast.» Doch der Zauberer wehrte ab: «Nein, nein, diese Krankheit kannst du nicht ansehen!» «Ich will Wasser kochen und dir ein nasses Tuch auf den Arm legen. Vielleicht geht dann die Geschwulst weg», riet die Frau. Der Zauberer weigerte sich energisch, an seinem Arm etwas geschehen zu lassen. Bald darauf fiel er in den Schlaf. Am andern Morgen sagte er zu seiner Frau: «Wenn heute Leute kommen und nach mir fragen, so sage ihnen, ich sei krank und schlafe.» Und tatsächlich kamen auch Freunde des Zauberers und fragten die Frau: «Wo ist dein Mann?» Da entgegnete sie: «Er ist ins Tal hinunter gegangen, um zu baden.» Die Freunde warteten noch lange, doch als der Zauberer noch immer nicht zurückkam, gingen sie heim. Am folgenden Morgen sagte der Zauberer zu seiner Frau: «Hole mir einen Freund, der mir meine Geschwulst wegnehmen kann.» Da ging die Frau und brachte einen Freund. Doch auch dieser konnte die Geschwulst nicht wegbringen. Die Frau wunderte sich: «Dies muß wohl eine sehr merkwürdige Krankheit sein, daß ich sie nicht einmal ansehen darf?» Sie wartete, bis es Nacht wurde und der Zauberer schlief. Dann hob sie das Tuch ab und sah mit Entsetzen den Kopf des Jünglings. Am Morgen ging sie zum Sultan und verklagte ihren Mann; er sei ein Zauberer und habe den Kopf eines Toten am Arm. Der Sultan wollte sich selbst überzeugen und kam mit der Frau nach Hause. Hier sah er wirklich am Arm des Mannes den Totenkopf. Und wieder suchten die beiden den Kopf wegzunehmen, aber auch ihnen gelang es nicht. Da befahl der Sultan, dem Zauberer den Arm abzuhauen. Sie hieben ihm den Arm ab, aber der Zauberer starb daran. Da beerdigten sie ihn zusammen mit dem Kopf des Jünglings.

Anmerkungen.

Das Märchen 1 «Warum die Sonne so langsam geht» ist schon alt; es enthält den Kern eines mythischen Geschehens, folgt aber sicher nur noch in knappen Zügen der Überlieferung. Der König erkennt, daß der Kosmos gestört ist, und stellt die Ordnung wieder her. Er verbindet den Baum der Ordnung gemäß wieder mit der Sonne, die Welt ist wieder zum Kosmos geworden. Der Baum ist Sinnbild der Erdachse, die Sonne Sinnbild der Mitte der Welt. Der König schließt einen in Unordnung geratenen Menschheitszyklus ab und leitet einen neuen solaren Zyklus ein. Das Werk erheischt 14 Tage, 12 Tage, um an jene Stelle zu gelangen, von der aus am 13. Tage die Mitte der Welt erreicht wird, und der letzte, der 14. Tag, ist dem Wiedererrichten der Ordnung geweiht. Die 12 Tage entsprechen in räumlicher Deutung dem Tierkreis, der 13. Tag entspricht einem Radius, der von der Peripherie zur Mitte weist, und der 14. Tag entspricht dem Beharren in dieser Weltenmitte. Das Märchen vermag die Taten des mythischen Weltenkönigs des Reiches der Mitte, Fo-hi, wachzurufen.

Auch bei den Karaja-Indianern Südamerikas (Märchen der Weltliteratur, Bd. 17, Diederichs, Jena 1921, p. 198) finden wir ein Märchen «Warum die Sonne langsam geht». Damit die Sonne wieder langsamer geht, wird ihr ein Bein gebrochen. (Man vergleiche auch den Aufbau der Welt bei den Bilchula, in den Märchen der Weltliteratur, Bd. 27, Märchen aus Nordamerika, Diederichs, Jena 1926, p. 185.)

Auch das Märchen 2 «Warum die Menschen selbst für Speise und Trank sorgen müssen» handelt vom Ende eines Zeitabschnittes in der Geschichte der Menschheit und vom Beginn eines neuen. Durch ihre Undankbarkeit gegen Gott verlieren die Menschen ihren paradiesischen Zustand, Gott zieht sich zurück, das Paradies geht den Menschen verloren.

Das Märchen 3 von Limwera behandelt eine Begebenheit, die uns an die Geschichte Simsons des Alten Testaments erinnert. Bei vielen Völkern spielen die Haare eine wichtige Rolle im magischen Geschehen. Die Körperhaare gelten als Ausscheidungen und müssen entfernt werden, die Kopfhare werden oft als Sitz besonderer Kräfte angesehen. Man denke an die Haare Shivas.

Das Märchen 4 «Wer ist der Stärkste auf Erden» bejaht die zentrale Stellung des Menschen in der Schöpfung.

Das Märchen 5 «Der Königssohn und die stumme Prinzessin» behandelt ein Thema, das auch bei anderen Völkern immer wieder und in den verschiedensten Abwandlungen zu finden ist. Es ist ein initiatisches Märchen, sein esoterischer Charakter ist offenbar. Man vergleiche etwa z. B. «Das Märchen von Iwan dem Zarensohn, vom Feuervogel und vom grauen Wolf» (Xaver Schaffgotsch, Russische Volksmärchen, Verlag Abel und Müller, Leipzig 1925).

«Das Märchen von den drei Wundergaben» (6) ist dem vorigen verwandt und eine Abwandlung der Geschichte von dem Prinzen Ahmed und der Fee Perî Banû (Die Erzählungen aus den Tausendundein Nächten, Bd. III, Insel-Verlag, Wiesbaden, 1954, p. 7).

Das gleiche Thema behandeln auch die beiden folgenden Märchen: «Das Märchen vom Königssohn» (7), «Das Märchen vom Jüngling und dem Toten» (8).

Im Märchen von «Chigala und dem Aasgeier» (9) wird eine der verhängnisvollen Episoden erzählt, welche ein Eingeweihter, geführt von einem nicht gerade würdigen Meister, auf seinem geistigen Wege zur Erkenntnis erleben kann. Der Vater ist der geistige Führer, der Sohn ist der Schüler dieses Meisters. Der Sohn läßt den Aasgeier frei, der Schüler handelt aus eigener Freiheit, aber in reiner Absicht; er eignet sich damit einen geistigen Zustand an, dem er im Grunde genommen noch nicht gewachsen ist. Zur Strafe, wie es scheint, in Wirklichkeit zu seiner Befreiung von den Banden des Meisters, muß er am Baum der Mitte das Sterben erleben. Er erwacht wieder und kehrt zu seiner Mutter zurück.

Leider ist es uns unmöglich, unsere Ansicht hier zu begründen, da wir z. B. die ganze Lehre der indischen Vedanta in Kürze auseinandersetzen müßten. Man wird bei allen Märchen dieser Art die Merkmale des initiatischen Geschehens antreffen, welche sind: Die Person des Helden, die Gabe oder die Verleihung außergewöhnlicher Kräfte, der initiatische Tod und die endgültige Befreiung. Der Held ist gewöhnlich ein Jüngling oder ein Kind, oft ist er der Jüngste von drei Brüdern. Der Zustand der Kindheit ist Sinnbild für Adam, für den ursprünglichen Zustand des Menschen, der Menschheit, der Welt überhaupt. Nur durch die Rückkehr in den Ursprung erhält der Mensch alle seine Fähigkeiten, all sein Wissen wieder. Um aber in den Ursprung zurückkehren zu können, muß der Held für diese Welt sterben. Der Held ist entweder schon

von Geburt an für seine außergewöhnlichen Taten begabt, oder er erhält seine besonderen Fähigkeiten erst nach erfolgter Einweihung; oft helfen ihm dann Tiere oder andere Wesen bei der Überwindung der Schwierigkeiten. Die Tiere sind Sinnbilder untermenschlicher, dämonischer Zustände, die Vögel stellen sinnbildlich übermenschliche, engelhaft Zustände dar.

Die drei folgenden Märchen 10—12 handeln von Buschgeistern, sie schildern Begebenheiten, welche Menschen, die mit einer Schuld beladen sind, im Zwischenreich des Psychischen und des Magischen erleben müssen.

Die letzten drei Märchen 13—15 handeln von der Undankbarkeit und der Bosheit der Menschen.

Résumé.

L'auteur a rassemblé et traduit en 1934 15 légendes et fables africaines, racontées par ses aides noirs autour du feu de camp au mont Ligamba près de Sofi (District Ulanga, Tanganyika). Ces légendes sont précédées d'une introduction et accompagnées de commentaires de M. le Dr. H. GUTMANN.

Summary.

This is a collection of 15 African tales and fables. In 1934 indigene boys related them on the mountain Ligamba near Sofi (Ulanga-District, Tanganyika) at the camp-fire and the author wrote them down in German immediately afterwards. They are introduced and commented by Dr. H. GUTMANN.
